

Eine Schweiz zwischen Kräutergarten und Töfftreff

Autor(en): **Lettau, Marc**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Revue : die Zeitschrift für Auslandschweizer**

Band (Jahr): **39 (2012)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-911171>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

viele Schweizerinnen und Schweizer meinen. In der Tat. Auch völlig unbestrittene Kandidaten stehen zum Teil erst seit Jahrzehnten und keineswegs seit Jahrhunderten in der Blüte. Selbst das Alphorn war zu Beginn des letzten Jahrhunderts so gut wie vergessen. Erst ab 1930 tauchte es wieder häufiger auf, im Sog des sich entwickelnden Tourismus. Das heisst: Der Wunsch der Fremden nach alpenländischer «Authentizität» liess die Einheimischen wieder ausgraben, was sie an sich für passé hielten. Dieses symbiotische Verhältnis zwischen Tradition und Tourismus ist ziemlich delikat.

Werber wittern Wettbewerbsvorteile

Schweizer Tourismuswerber zeigen grösstes Interesse an der Unesco-Liste der lebendigen Traditionen. Tourismusfachleute diskutieren angeregt über die Frage, wie die stärkere Vermarktung von Traditionen zu Wettbewerbsvorteilen und besserer Wertschöpfung führen könnte. Und die Vermarktungsorganisation «Schweiz Tourismus» will ab 2013 stärker mit schweizerischen Traditionen werben. Vitali verweist auf die Chancen: «Der Tourismus kann durchaus dazu beitragen, Traditionen zu erhalten – etwa alte Handwerkskünste oder traditionelle landwirtschaftliche Bewirtschaftungsformen.» Gleichzeitig gehe vom Tourismus die Gefahr aus, dass Traditionen vereinnahmt und auf einen ökonomischen Faktor reduziert werden. Vitali wehrt sich aber gegen die Verteufelung des Tourismus: «Bis zu einem bestimmten Grad sind viele Traditionen erst durch den Tourismus entstanden. Der Tou-

ris mus selbst ist eine Art schweizerischer Tradition.»

Wo in etwa die Grenze liegen dürfte, umriss kürzlich der Dozent und Tourismus-experte Urs Wagenseil: «Wenn auf der Kleinen Scheidegg eine Alphornformation spielt und dafür noch extra ein Sonnenhund angekart wird, der davor sitzt, ist das in unseren Augen Kitsch. Und für einen Chinesen ist das dann die Schweiz live.»

Eine einzige Partei sagte Nein

Fragen wir im Tourismuskanton Wallis einen Exponenten der Schweizerischen Volkspartei (SVP): Wie haben Sie es denn mit der Tradition? Es gibt dazu allen Grund. Die SVP war nämlich die einzige Partei, die sich gegen die Ratifizierung der Unesco-Konvention zur Bewahrung des immateriellen Kulturerbes stellte. Ist die konservative und sich stets auf Traditionen berufende SVP also gegen die Stärkung von Traditionen? «Ganz im Gegenteil», sagt der Walliser Nationalrat Oskar Freysinger. Nicht die Unesco-Liste sei das Problem, sondern der Umstand, dass die Schweiz hier einmal mehr im Begriff sei, «das Prinzip der freien Entscheidung» aufzugeben und sich stattdessen «den Zielen und Vorgaben einer supranationalen Institution unterordnet». Die SVP pocht also auf ihre «Traditionen», in jeder Bindung mit internationalen Organisationen einen Souveränitätsverlust zu sehen. Zudem riecht für sie jedes staatliche Engagement für kulturelle Werte nach bevormundender «Staatskultur».

Selbstverständlich freut sich aber auch die SVP, dass die Reputation der Schwinger,

Volkmusik: mal mit Alphornbläsern nach den althergebrachten Vorstellungen, mal neu interpretiert von Christine Lauterburg mit Schwyzerörgeli

Darunter die umstrittene Marke der Schweizer Post zum 100-Jahre-Jubiläum des Eidgenössischen Jodlerverbands

Auf der Liste der Kulturgüter ist auch der Töffteff vom Hauenstein – seine Geschichte geht zurück bis in die 1960er-Jahre (unten links)



Alphornbläser und Jasser aufgewertet werden dürfte. Tatsächlich gebe es in der Sache selbst keinen Grund, das Bundesamt für Kultur zu kritisieren, sagt Freysinger: «Die Zielrichtung stimmt. Was zusammengetragen wurde, ist reich und vielfältig.» Und die Grundthese, dass die Globalisierung die Wichtigkeit von Traditionen unterstreiche, stimme unbedingt. «Tradition ist essentiell. Denn die Globalisierung gibt vielen das Gefühl, das eigene Schicksal nicht mehr in den eigenen Händen zu haben. Da wird die Pflege und Rückbesinnung auf Wurzeln wichtig.» Allerdings lasse sich Tradition nicht inszenieren: «Wer nur Indianer spielt, ist kein Indianer. Künstlich präpariertes Brauchtum entfaltet keine Kraft.»

Tradition trägt Werte weiter

Freysingers Formel: Aus Traditionen entstehen Werte, Werte geben Halt. Und Traditionen stehen für Dauer und Tiefe, statt für die blosse Aneinanderreihung von Augenblicken: «Der moderne Trend hin zu einem immer umfassenderen Zustand zeitloser Gegenwart schafft bloss die Illusion von Ewigkeit.» Die Tradition sei da ehrlicher: «Sie negiert den Tod nicht.» Sie lasse den Lebensprozess zu – aufkeimen, erblühen, verwelken, sterben: «Die Menschen vergehen, die Traditionen bleiben.» Worauf stützt er seine Sicht? Beispielsweise auf das Fête Dieu, die Fronleichnamprozession, in seinem Wohnort Savise, «ein Riesending von unglaublicher Dynamik, das für weit mehr steht als für Religiosität, nämlich für Gemeinschaft, die um gewisse Werte gebaut ist.»

Im Frühjahr wird er übrigens seinen literarischen Beitrag zur Debatte über Traditionen liefern: Autor Freysinger siedelt seinen nächsten Roman in der Welt der Suonen an, jenen kunstvollen Bewässerungskäneln, die im Wallis entlang der Felswände gebaut werden. Der Bau von Suonen ist eine bemerkenswerte Tradition. Sie hat aber keinen Eingang auf die Unesco-Liste gefunden. Das spricht nicht gegen die Suonen, sondern unterstreicht bloss die unübersichtliche Vielfalt der schweizerischen Traditionen.

Kühe, Kühe, nichts als Kühe

Während der Walliser Politiker schrifftelert, sitzt nördlich der Alpen Francis Oberson in seinem Atelier und malt mit einem winzigen Pinsel Kühe auf eine riesige Holzfläche. Oberson ist Poya-Maler. Er malt ausschliesslich Kühe. Seine Bilder landen nicht in Galerien. Sie zieren die Fassaden der Bauernhäuser im Greizerland. Oberson malt Kühe, die in Reih und Glied über schmale Serpentin den Berg hochklettern, blumigen Alpweiden entgegen. Oberson malt eine idealisierte Welt: In der gemalten Szenerie stört keine Maschine, kein Linienflugzeug, keine touristische Infrastruktur. Was wirkt wie die idealisierte Wirklichkeit, sind realistisch gemalte Bilder des Unrealistischen, gemalte Erinnerung ans Gute. Was ist an diesen Bildern Tradition? Die Poya-Malerei sei Kunst, aber keine persönliche Kunst. Sie ge-

höre nicht dem Künstler, sondern der Region, in der sie lebendig sei. Oberson: «Wenn du ein Bild für einen Bauern malst, dann lebt dieser mit.» Für Oberson ist also nicht die Vermittlung von Wissen und Werten von einer Generation zur nächsten das Entscheidende, sondern die unbedingte Verbindung mit einem Ort. Poya-Bilder könne nur malen, wer hier seine Wurzeln habe. Er selber habe zu nächst neun Sommer lang Kühe beobachtet und gezeichnet, bevor er sich als Poya-Maler verstand. Seither ist Malen für ihn «wie ein Gebet», wie ein Versuch «das Licht des Greizerlandes einzufangen», wie eine Aufforderung zur Langsamkeit.

Der Einspruch der Jodlerin

Das Bundesamt für Kultur will wie bereits erwähnt keine «Mummifizierung» von Traditionen und wirbt für einen offenen Traditionsbegriff. Traditionen – das folkloristische Brauchtum eingeschlossen – stehen praktisch unwiderrprochen als schöne, farbige, bereichernde und auch bedeutende gesellschaftliche Klammern da. Das wachsende Interesse des urbanen Publikums an archaischen Traditionen wie dem Schwingen untermauert die These. Dass sich ab und zu auch ein ganz unbäuerlicher Banker ein Poya-Bild bestellt, ebenso. Allerdings gibt es kritische Stimmen, die das einmütige Bild infrage stellen. Die Berner Musikerin und Sängerin Christine Lauterburg etwa leidet nach

EINE WELT VOLLER TRADITIONEN

Chinesische Kalligraphie, spanischer Flamenco, balinesische Tempeltänze oder Castançolultura, Zibelemärit und Fondue: Die Unesco will, dass solch «immaterielles Kulturerbe» in seiner ganzen Vielfalt lebendig bleibt. Die Schweiz hat nebst 94 weiteren Staaten die Resolution der Unesco zum Schutz und zur Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen unterzeichnet. Sie muss deshalb bis im April 2012 der Unesco einen Bericht zur Lage der kulturellen Vielfalt vorlegen.

Um eine breite Diskussion zu ermöglichen, spricht das Bundesamt für Kultur lieber von «lebendigen Traditionen» als von «immateriellen Kulturgütern». Am Ziel ändert diese Sprachregelung nichts: Auch die Schweiz will zu einem gesellschaftlichen Klima beitragen, in dem Traditionen gewürdigt und gepflegt werden. (MUL)

Die vollständige Liste aller 167 berücksichtigten Traditionen unter: www.bak.admin.ch



SCHWITZER BERG: Janni Witz / Bak; Foto: Janni Witz/Bak

Foto: Janni Witz/Bak

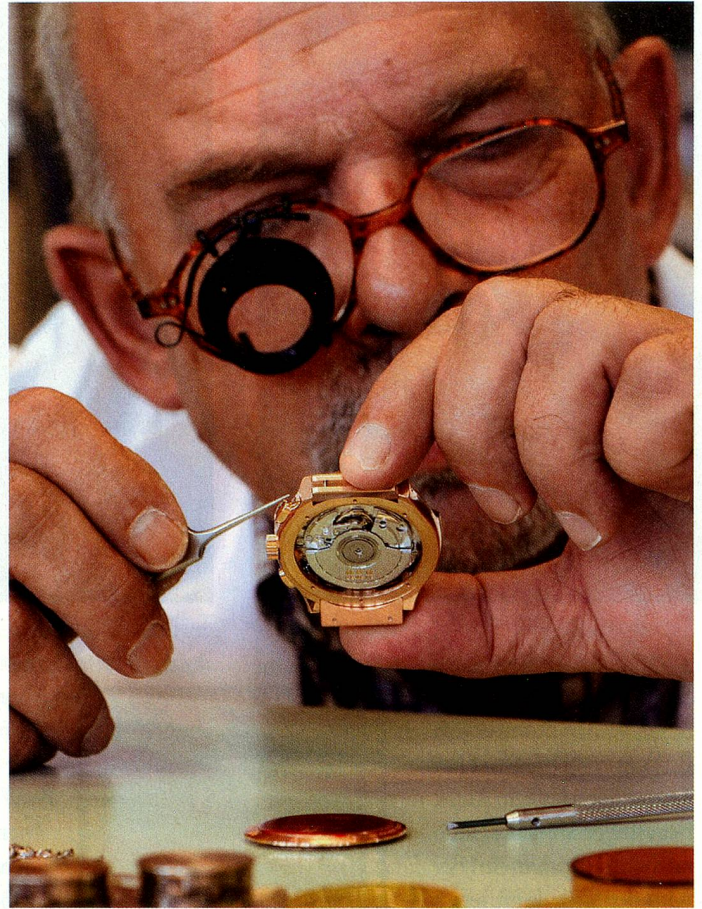
eigenem Bekunden schon länger an allzu verbissener Traditionspflege: Als Jodlerin, die zwar altes Liedgut pflege, dieses aber immer auch mit moderner Musik verbinde, sei sie ständigen Anfeindungen ausgesetzt. Lauterburg: «Es gibt einen engen Kreis von Traditionshütern, die beinahe in einer abgeschotteten Parallelwelt leben, im heiligen Gral der Volksmusik. Und dort ist es recht eng und sehr wenig lustig. Das wirkt nicht verbindend, sondern ausgrenzend.» Sie vermutet, dass die «reaktionären Tendenzen» und die Vereinnahmung der Volkskultur innerhalb der Traditionen nirgends so ausgeprägt sind wie beim Jodeln.

Lauterburg, dem «Enfant terrible» des Volksgesangs, der «Techno-Jodlerin», liegt allerdings nichts an einem Machtkampf mit dem Schweizerischen Jodlerverband, der über das «korrekte» Jodeln wacht: «Ich habe bloss keine Lust, Volksmusik freudlos zu exerzieren. Ich will einfach aus dem Moment heraus zu einer Volksmusik beitragen, die sich verändert, die lebt, die lacht.» Sie wolle beispielsweise, auch wenn die Traditionshüter finden, das liege gar nicht drin, «jodeln und mich gleichzeitig mit der Violine begleiten dürfen». Statisches und unveränderbares Brauchtum interessiere Christine Lauterburg nicht.

Abgestempelt

Aber die Berner Jodlerin provoziert selbst dann, wenn sie gar nichts tut. Sie wurde anlässlich des 100-Jahre-Jubiläums des Eidgenössischen Jodlerverbands (2010) auf einer Jubiläumsbriefmarke der Schweizerischen

Die «Horlogerie», die Uhrmacherkunst (Bild rechts), gehört ebenso zu den schützenswerten Traditionen der Schweiz wie das «Fête-Dieu», die Fronleichnamsprozession, in Savièse im Kanton Wallis (Bild unten)



Post verewigt – etwa elf Millimeter klein, aber längstens gross genug für ein lärmiges Skandalchen und harsche Reaktionen seitens der traditionellen Jodler: eine Abtrünnige, geadelt als Briefmarkensujet! Es war «ein Höllenpuff», sagt Lauterburg. Trotz negativer Erfahrungen hofft sie für die Zukunft auf eine Traditionspflege, «die auch wirklich Spass macht,

die Jungen einbezieht, das Verbindende betont und das Ausgrenzende ablegt».

Momentbezogenes Bild

Die Reibungsflächen, die Lauterburg beschreibt, ändern nichts daran, dass das Jodeln zweifelsfrei zum «immateriellen Kulturerbe» der Schweiz gehört. Für die Unesco-Liste taucht diese Ausdrucksweise gleich in zwei Varianten auf: mit dem Juuz aus der Zentralschweiz und dem Naturjodel aus dem Appenzell und dem Toggenburg. Warum sind es genau diese zwei Varianten? David Vitali vom Bundesamt für Kultur sagt, dass mit der Unesco-Liste trotz aller Sorgfalt «ein sehr momentbezogenes Bild» vorliege: «Sie ist überhaupt nicht in Stein gemeisselt.» Ziel sei es, sie periodisch zu überarbeiten und so die Debatte über Traditionen und ihren Wert wach zu halten.

Ob sie es also wollen oder nicht: Die Frage, wie sie es denn mit der Tradition halten, wird die abtrünnige Jodlerin, den Maler, der ausschliesslich Kühe malt, und den schriftstellernden Politiker wohl ein Leben lang begleiten.

MARC LETTAU ist Redaktor der «Schweizer Revue»

